

**Charlotte Uzarewicz**

**Kultur und Bildung – Lernen in einer  
transkulturellen Welt**

Vortrag anlässlich der [iku:] Abschlusstagung am 24.09.03

Deutsches Institut für Erwachsenenbildung  
September 2003

---

Charlotte Uzarewicz, Kultur und Bildung – Lernen in einer transkulturellen Welt. Online im Internet:  
URL: [http://www.die-bonn.de/esprid/dokumente/doc-2003/uzarewicz03\\_01.pdf](http://www.die-bonn.de/esprid/dokumente/doc-2003/uzarewicz03_01.pdf)  
Dokument aus dem Internetservice Texte online des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung  
<http://www.die-bonn.de/publikationen/online-texte/index.asp>

## **Inhalt**

<b>Einleitung</b> .....	3
<b>Lernen in einer transkulturellen Welt</b> .....	4
<b>Eigene Erfahrungen</b> .....	6
<b>Paradigma der Nachhaltigkeit</b> .....	9
<b>Schluss</b> .....	10
<b>Literatur</b> .....	11

Vortrag von Prof. Dr. Charlotte Uzarewicz, Katholische Stiftungsfachhochschule München, Studiengang Pflegemanagement, anlässlich der [iku:] Abschlusstagung am 24.09.03 im Gustav-Stresemann-Institut in Bonn

## **Kultur und Bildung – Lernen in einer transkulturellen Welt**

**Charlotte Uzarewicz**

### **Einleitung**

Die beiden Begriffe Kultur und Bildung stehen in einem sehr engen Bedeutungskontext. Zum einen bezeichnet er im engeren Sinne den **zweckfreien** Raum von Betätigungen zur Vervollkommnung des Menschseins: Kultur als die schönen Künste wie Malerei, Musik oder Theater. Zum zweiten bezieht er sich auf *alle* menschlichen, einschließlich der **zweckgebundenen**, profanen Betätigungen. Wenn es um interkulturelle Bildung in der Altenpflege geht, kommt ein weiterer Aspekt von Kultur dazu: Kultur als Bezeichnung bzw. Charakterisierung von bestimmten Menschengruppen. Kultur – zumindest der **essentialistische** Kulturbegriff – intendiert damit eine homogene Einheit: die Kultur der ... (Deutschen, Niedersachsen, Italiener, Moslems, Juden, Christen) und daher wird ihr ein identitätsstiftender Charakter zugesprochen (vgl. von Barlöwen 1993: 300). So wird die Verortung der Einzelnen möglich und auch deren Einschätzung durch andere. Als **differenzialistischer** Begriff hat er einen strategischen Wert, nämlich Verhaltenssicherheit gegenüber den Anderen zu suggerieren. Das verweist wiederum auf die Frage nach dem Fremden; was bzw. wer ist fremd und wie kann ich damit umgehen? „Im Kontext von Identität verweist Kultur auf den Zusammenhang zwischen Einzelnen und Allgemeinheit, zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft“ (Uzarewicz/Uzarewicz 1998: 139). In diesem Sinne hat Kultur einen handlungsleitenden Charakter. Das Einüben in das „richtige“ Handeln versucht die interkulturelle Bildung zu vermitteln. Allerdings muss bedacht werden, dass das Thema `Kultur` kein zusätzliches Lehrfach sein kann und sich nicht ausschließlich auf Migrant/en/innenpopulationen bezieht, sondern alle Menschen betrifft. Dennoch gibt es separate Schulungsprojekte, in denen die Teilnehmer/innen transkulturelle Kompetenz erwerben, mit der Spezifik der Migrationsproblematik vertraut werden sowie die diesbezüglichen Besonderheiten der deutschen Institutionen/Organisationen erkennen lernen.

Die **Herausforderungen** der heutigen Welt sind komplex und in ihrer Komplexität nicht reduzierbar. Auernheimer hat drei wesentliche Merkmale definiert, die eine interkulturelle Bildung und Erziehung rechtfertigen: „erstens die innergesellschaftliche, vor allem migrationsbedingte, Multikulturalität, zweitens die Vereinigung Europas mit seinen unterschiedlichen

Sprachen, Traditionen und Kollektivgeschichten, drittens die Herausbildung der Weltgesellschaft mit ihrer kulturellen Vielfalt, mit der Tendenz zu kulturellen Grenzziehungen einerseits [Regionalisierung, C. U.] und dem Zwang zu Kooperation und zum interkulturellen Dialog andererseits [Globalisierung, C. U.].“ (Auernheimer 2003: 9).

In unserer Welt gibt es keine klaren, eindeutigen Zugehörigkeiten mehr, Grenzen sind brüchig und kurzlebig geworden. Die ganze Welt, der Alltag scheint aus permanenten Übergängen, Neubildungen, Anpassungen, Übernahmen zu bestehen, weil die Begegnungen zwischen Menschen, zwischen fremden Menschen zu einer Selbstverständlichkeit geworden sind. Es wäre zu einfach, wenn man jemanden als zu einer Kultur zugehörig identifizieren könnte und dann die entsprechenden Verhaltensregister zieht, nach dem Motto: Du kommst aus Bayern, also bekommst Du jeden zweiten Tag Weißwürste, oder: Du bist Christ, also bekommst Du freitags kein Fleisch. „Das **Motiv für interkulturelle Bildung** erwächst aus einer Situation, in der das Innen-Außen-Schema, mit dem andere Lebensformen auf Distanz gehalten werden konnten, nicht mehr funktioniert, so dass Fremdheit allgegenwärtig wird.“ (Auernheimer 2003:15).

Die interkulturelle Pädagogik befasst sich mit der Frage, wie das gegenseitige aufeinander Zugehen in dieser heterogenen Welt vermittelt werden kann. Ich werde im folgenden kurz auf die Leitmotive der interkulturellen Pädagogik eingehen und danach meine Erfahrungen aus den verschiedenen Bildungsveranstaltungen darlegen. Thesen zur Transkulturalität werden dabei mit einfließen.

### **Lernen in einer transkulturellen Welt**

In der heutigen globalen Gesellschaft geht es in der interkulturellen Pädagogik um das Prinzip der Gleichheit und das der Anerkennung (vgl. Auernheimer 2003: 20). Die Ziele der interkulturellen Pädagogik werden mit den Schlagworten wie Haltung, Wissen und Fähigkeiten (strukturelle Benachteiligung, Sensibilität für mögliche Differenzen, Fähigkeit zum Perspektivenwechsel) umschrieben. Daraus ergibt sich als Resultat die Fähigkeit zum interkulturellen Dialog und zum interkulturellen Verstehen.

Dieser Ansatz entspricht in etwa dem Konzept der transkulturellen Kompetenz mit den drei Säulen der Selbstreflexion, Hintergrundwissen und Erfahrung sowie Empathie und Verstehen, welches im pflegewissenschaftlichen Kontext entwickelt wurde (vgl. Domenig 2001). Auf der Handlungsebene entspricht dies dem Konzept des situativen Handelns, das aus der Praxis der Altenpflege stammt mit den Aspekten

- interaktiv-dialogisches Vorgehen;
- sinnliche Wahrnehmung als Grundlage der Arbeitsorientierung;
- Erfahrungswissen, assoziatives Denken, Gespräch;
- empathische Beziehung zu den Pflegebedürftigen (vgl. Böhle/Brater/Maurus 1997).

Vergleicht man diese Ansätze, so wird das oben Gesagte evident: Das Kulturthema gilt nicht nur für Migrant/en/innen, sondern geht alle an. Und: Sobald dieses Konzept auch tatsächlich verstanden und praktiziert wird, ist das Kulturelle trans-zentriert!

In der wissenschaftlichen Literatur ist man sich also einig, um **was** es gehen soll. Nun stellt sich die Frage, **wie** das gehen kann? Aus den verschiedenen Lehr-Lern-Kontexten und deren Evaluation dürfte klar geworden sein, dass es sich nicht um eins-zu-eins-Übersetzung des Gelernten in die Praxis handelt: „Änderungen von Einstellungen bedürfen ... langfristige angelegte Arbeit ...“ (Renner 1982: 184, zit. nach Auernheimer 2003: 129). In der Erwachsenenbildung ist das eine ganz andere Herausforderung als in Schulen; denn der Kontakt in Fort- und Weiterbildungen ist zeitlich begrenzt. Es können also lediglich Impulse gesetzt werden, die aber in ihrer Wirkung möglichst **nachhaltig** sein sollen. Insofern ist es für mich fragwürdig, ob tatsächlich von einem interkulturellen Lernen als stufenweiser Prozess gesprochen werden kann, oder ob es sich nicht eher um eine Art Kreislauf handelt? (vgl. Auernheimer 2003: 124ff.). Bennett hat z. B. 1993 ein sechsstufiges Developmental Model of Intercultural Sensitivity beschrieben, die sich von den Stufen der Verleugnung, der Abwehr sowie der Verkleinerung kultureller Unterschiede hin bewegt zum zweiten Stadium, in dem der Lernende dann zur Stufe der Akzeptanz, zur Stufe der Adaption und letztlich zur Stufe der Integration gelangt. Dieser Prozess bewegt sich von einem ethnozentrischen hin zu einem ethnorelativen Stadium (vgl. Auernheimer 2003: 125).

Ein anderes Stufenmodell teilt das Lernen in sieben Stufen:

- „1. Erkenntnis der generellen Kulturgebundenheit
  2. Identifikation fremdkultureller Muster, Dezentrierung
  3. Identifikation eigener Kulturstandards, Einsicht in Auswirkungen auf die Kommunikation
  4. Erweitertes Deutungswissen über bestimmte Fremdkulturen
  5. Verständnis und Respekt für fremdkulturelle Muster
  6. Erweiterung der eigenen kulturellen Optionen (normative Flexibilität)
  7. Aufbau interkultureller Beziehungen, konstruktiver Umgang mit interkulturellen Konflikten.“
- (Auernheimer nach Leenen/Grosch (1998) 2003: 125).

Das Problem solcher Stufenmodelle ist die Linearität, die damit suggeriert wird. Jede, die sich in Lehr-Lern-Prozessen befunden hat, weiß, dass die Lernstrategien sehr komplex sind und dass hier Wissenschaft versucht, diese Komplexität zu reduzieren. Das mag als Hilfsmittel dienen, fraglich ist nur, ob das auch wirklich etwas erklärt. Es ist in der Tat auch nicht so, dass Menschen aus einer inter- oder transkulturellen Schulung herausgehen und quasi „neue Menschen“ geworden sind, mit einem anderen Verständnis, anderen Verhaltensweisen und anderen Denkstrukturen. „In der Regel werden nicht alte Deutungen

durch neue ersetzt. Allenfalls werden verfestigte Sichtweisen aufgelockert und durch neue Aspekte ergänzt. Oft existieren unterschiedliche Ansichten nebeneinander, konkurrieren miteinander, bis vielleicht irgendwann eine Deutung Oberhand gewinnt und allmählich eine `Umdeutung` stattfindet.“ (Siebert 1993: 345, zit. nach Auernheimer 2003: 126). Also kann als **ein sicheres Ergebnis** gelten: derartige Schulungen verunsichern die Schüler, brechen bislang gefestigte Strukturen (im Denken und Handeln) auf, ohne eben gleichzeitig eindeutig anwendbare Alternativen zu bieten!

### **Eigene Erfahrungen**

Dies trifft ungefähr auch die Erfahrungen, die ich im Laufe der Zeit gesammelt habe. Der Erwerb von transkultureller Kompetenz ist ein nie endender Prozess des mit sich selbst Auseinandersetzens. Man kann vieles kognitiv erfassen, verstehen, aber das heißt noch lange nicht, dass das die eigenen Grenzen/Barrieren im Kopf beseitigt sind. Dennoch ist das Verstehen des Eigenen die unabdingbare Voraussetzung für die Annäherung an das Andere. Grenzerfahrungen und die Konfrontation mit Fremdem sind konstituierende Merkmale auch in der Alten-Pflege: nicht nur psychischer, kognitiver Art, sondern eben auch körperlich-leiblicher Art. Die Frage, wie gehen wir mit den Anderen um, hat immer die Beantwortung der Frage zur Voraussetzung: Wie gehe ich mit mir um? Transkulturelle Kompetenz bezieht sich nicht auf ein Mehr an Faktenwissen; sie ist keine Quantität. Sie bezieht sich auf eine bestimmte Form, das Wissen zu nutzen, auf eine spezifische Sensibilität, mit Faktenwissen umzugehen; sie beschreibt eine Qualität. Bei der Vermittlung und dem Erwerb transkultureller Kompetenz ist auf drei verschiedene Ebenen gleichermaßen zu achten:

1. Die Problemorientiertheit, die sich an spezifischen Phänomenen, Situationen und Kontexten fest machen lässt.
2. Der handlungs(an)leitende Aspekt: Transkulturelle Kompetenz soll die Pflegenden befähigen, praxisbezogen selbständig vorzugehen, Entscheidungen zu treffen und Verantwortung zu tragen.
3. Die theoretische Fundierung: Konkrete Handlungen sind in einen Begründungszusammenhang zu stellen, um die kulturelle Sensibilität als Grundzug in Institutionen und Personen zu implementieren.

Voraussetzung und Bestandteil der transkulturellen Pflegekompetenz ist letztlich eine wohlwollende Neugier für das Erkennen des Eigenen, das Verstehen des Anderen/Fremden und die Bereitschaft zur Um- und Neuorientierung von pflegerischen Handlungen und Verhaltensmustern.

Hierzu ein kleines Beispiel, was das Verstehen des Eigenen betrifft: Die Farbe schwarz hat in unserem kulturellen Kontext bestimmte Bedeutungszuschreibungen. Schwarz ist das Böse, die Trauer, der Tod. Auch politisch (die autonome Szene) oder modisch (die Gruffies) wird auf dieses Symbol zurückgegriffen, um sich als Außenseiter zu kennzeichnen und sich

gegen den Mainstream abzuheben. Als Kinder werden wir durch Spiele und mit Büchern diese Bedeutungskontexte lernen: „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann“, „schwarzer Peter“, „armer schwarzer Kater“, oder auch Schimpf- und Sprichwörter: „schwarzes Schaf“ als „Pechvogel“ (Pech ist auch schwarz), „schwarze Katze, die über den Weg läuft“ etc. Unser alltäglicher Fundus ist voll von derartigen Semantiken. Aber kann jemand erklären, warum der Schornsteinfeger Glück bringen soll? – Verstehen Sie also Ihren eigenen kulturellen Hintergrund so, dass Sie ihn auch anderen erklären, vermitteln können? Kein Wunder also, dass wir Menschen mit anderer, etwas dunklerer Hautfarbe als Schwarze bezeichnen, obwohl das kein schwarz ist, aber in der Semantik bestimmte allgemeine Bedeutungsgehalte mitschwingen, die uns entweder xenophobisch stimmen oder exotistisch – auf keinen Fall ist das für uns „normal“.

Transkulturelle Interaktion zielt daher zunächst auf die Inter-Aktionen mit sich selbst. Da das meist sehr problematisch ist und die Fortbildungen bzw. Seminare nicht als Selbsterfahrungskurse konzipiert sind, hat sich ein *deduktiver Weg* für den Prozess der Vermittlung als geeignet erwiesen. Der Weg von der Theorie zur Praxis widerspricht jedoch der üblichen Lehrmeinung, man solle die Leute da abholen, wo sie stehen. Diese Lehrmeinung allerdings – so hat sich mir gezeigt – ist wenig dazu geeignet, den Teufelskreis der Stereotypen(re)produktion zu durchbrechen. In der nachfolgenden Beschreibung wird deutlich, dass die Verbindung von Inhalt und Methode bezogen auf die Phänomene Distanz und Nähe nützlich ist, sich diesem sensiblen Themenfeld anzunähern, und dass Theorie auch eine Schutzfunktion haben kann.

Die Auseinandersetzung mit sich bzw. dem Eigenen wird bei dem Thema Kultur am wenigsten erwartet und macht entweder grundsätzlich *Angst* oder es liegt eine Art von *exotistischer Neugier* vor. Ein theoretischer Input (z. B. mit der Frage „Was ist Kultur?“) zu Beginn führt fast automatisch zu dem Vorwurf/der Kritik der Theorielastigkeit. Wenn an Hand von Fallbeispielen, die Missverständnisse bzw. Fehleinschätzungen dargelegt werden, die die Pflegenden selbst produzieren ohne es zu wissen, entsteht als nächste Reaktion *Verunsicherung*. Die gängigen Alltagstheorien oder Verständnisweisen vom Anderen/Fremden werden durchkreuzt, und man merkt, wie wenig man eigentlich weiß. Dazu kann schon die banale Frage führen, was denn `die Kultur der Deutschen` ist, wenn alle immer von `der Kultur der Türken` reden und vorgeben, sie wüssten, was das sei? *Zeit* ist ein wesentlicher Lernfaktor. Die Bereitschaft, bisher Gedachtes über Bord werfen zu können, muss reifen und kann nicht erzwungen werden. Kulturfallen werden dargelegt und der Verweis darauf, dass diese zum Teil auch schon strukturell in verschiedenen theoretischen Ansätzen angelegt sind (vgl. substantialistischer Kulturbegriff), hat eine Entlastungsfunktion für die Teilnehmer/innen. Insofern kann von einer *Flucht in die Theorie* gesprochen werden. An dieser Stelle erwächst

die Bereitschaft, *theoretische Konzepte anzunehmen und zu kritisieren* (nicht zuletzt, weil sie jetzt nicht mehr als allmächtig und unfehlbar erscheinen). Die Kritik am substantialistischen Kulturbegriff führt aber unweigerlich wieder zurück in die *eigene Sprachlosigkeit*. „Ja, wie soll ich denn zu denen dann sagen? Wie soll ich sie bezeichnen“? Mit dieser Frage wird aber klar, dass man sich immer auf einer normativen und normierenden Ebene bewegt; denn es wird unterschieden zwischen wir (den Eigenen) und allen Anderen (Fremden, Ausländern). Dieser Prozess ist entscheidend und muss immer wieder aufgegriffen und begleitet werden. Die Unterscheidung von „Wir“ und „Ihr“, von den „Eigenen“ und den „Anderen“ muss man wohl als eine anthropologische Konstante akzeptieren. Im Alltag sortieren sich die „Wir“ und „Ihr“ nach der Homanschen „Kontakt-Sympathie-Regel“ (Weede 1992: 19, FN 7). Danach entstehen soziale Gruppen mit einem ausgeprägten Wir-Gefühl und einer damit einhergehenden Diskriminierung Anderer (Gruppen) dadurch, dass durch permanenten oder häufigen Kontakt i. d. R. Sympathie entsteht. Durch wechselseitige Sympathie entsteht Zusammenhalt und die Neigung Andere (Gruppen) auszugrenzen und abzulehnen. Durch die Bevorzugung der Eigenen und der positiven Bestimmung ihrer Werte und Normen entsteht automatisch eine Abwertung der Anderen und ihrer Werte und Normen. „Die Tendenz zur Stereotypisierung und die Abwertung von Fremdgruppen ergibt sich zwangsläufig daraus, dass Gruppen zumindest partiell unabhängig von ihrer Umwelt eigene Normen entwickeln.“ (Weede 1992: 20). Die Kontakt-Sympathie-Regel kann jedoch nicht erklären, warum synthetische bzw. abstrakte Gruppen wie sog. Kulturen, Nationen, Völker oder Ethnien gegenüber anderen bevorzugt werden, weil man als Person nicht einmal mit einem signifikanten Bruchteil dieser Großgruppen persönlichen Kontakt haben und Sympathie entwickeln kann. Im Gegenteil sind dies Stereotypen recht häufig gegenüber persönlichem Kontakt und Sympathie resistent. Es geht darum zu begreifen wie `ich als Person` wahrnehme, und wie diese Wahrnehmung (aufgrund der vorgefassten Meinungen, der Vorurteile) das Handeln leitet. Letztlich geht es um die Erkenntnis, dass **jeder** Mensch verschieden ist (und nicht nur die Ausländer/innen). Nun kann ein methodisches Spiel beginnen: Anhand von Fallbeispielen, meist Problemen aus dem praktischen Alltag, werden verschiedene Interpretationsmöglichkeiten eines Verhaltens oder einer Handlung durchgespielt und somit die kulturelle Interpretation als eine von mehreren (soziale, ökonomische etc.) relativiert. Mit dieser Methode kann die vorher provozierte Unsicherheit allmählich abgelöst werden durch die produktive *Erweiterung des eigenen Horizontes*. Aha-Erlebnisse durch die Analyse der Praxisbeispiele ermutigen dazu, die eingefahrenen Gleise, üblichen Konzepte und Vorstellungen zu verlassen und Neues zu wagen; z. B. die Überprüfung und Modifizierung von Standarddokumenten: Die Pflegeanamnese nach Domenig (2001) mit dem Konzept der „professionellen Nähe“ steht so ganz im Widerspruch zu vielen Pflgetheorien, die Professionalität mit Distanz gleich setzen. Hier wird Authentizität statt



Rollenverhalten favorisiert, Interaktion als professionelle Nähe demonstriert.

Nach der Schulung `nagt` das Thema in den Teilnehmer/innen weiter; auch wenn sie nicht sofort eine richtige Lösung parat haben, so sind sie doch sensibilisiert und wissen, dass es nicht immer gleich eine richtige Lösung gibt. Und schon das Innehalten in der Routine ist ein großer Erfolg. Die Teilnehmer/innen sind nun in der Lage, Fragen zu stellen und sich in Frage zu stellen.

Die Schulungen und Übungen brauchen *Zeit*. Praxisnähe bedeutet hier die Möglichkeit und Bereitschaft, sich zunächst mit sich selbst auseinander zu setzen. Der transkulturelle Ansatz kann dabei sowohl zur Analyse von Interaktionssituationen genutzt werden, als auch als Trainingsmodell für Interaktionssituationen. Die Schulungen geben die Sicherheit, auch unsicher sein zu dürfen, denn es gibt für zwischenmenschliche Interaktionen keine Patentrezepte. Ich habe die Schulungen als sehr dynamisch erlebt, häufig findet ein Stimmungswechsel statt, von Wut/Angst zu Spaß/Interesse, weil deutlich wird, dass es um einen selbst geht, ohne sich selbst thematisieren zu müssen.

### **Paradigma der Nachhaltigkeit**

Das vorne angesprochene Paradigma der Nachhaltigkeit kann zum einen durch die schon für die Erziehung im Grundschulalter formulierten Prinzipien in den Bildungsveranstaltungen erreicht werden:

1. Vermeidung allzu großer normativer Diskrepanzen; d. h. weder sollen xenophobische noch exotistische Bilder der Andersartigkeit erzeugt werden, um den Umgang mit Differenzen zu demonstrieren.
2. Das Prinzip der sozialen Nähe, um den je eigenen lebensweltlichen Bezug herstellen zu können (vgl. Auernheimer 2003: 130).

Beides dürfte für das Feld der Altenpflege kein Problem sein, da hier ausreichend Alltagsbeispiele und Berufserfahrung vorhanden sind.

Zum anderen spielt leibhaftiges Lernen eine wichtige Rolle. Es ist etwas zu kurz gegriffen, wenn interkulturelles Lernen ausschließlich als soziales Lernen bezeichnet wird (vgl. Auernheimer 2003: 128). Es ist zwar auch soziales Lernen, aber das leibhaftige am Subjekt orientierte Lernen erscheint mir ebenso wichtig wie ausgeblendet. Das, was ich leibhaftig erlebt habe, am eigenen Leibe zu spüren bekommen habe, habe ich wirklich begriffen und es ist das, weil ich davon affirmativ betroffen bin, was mich subjektiv wirklich etwas angeht. Daher sind auch die Stimmungswechsel, die in den Veranstaltungen stattfinden so wichtig als Ausdruck des eigenen Erlebens. Die Auseinandersetzung mit den Anderen, die immer über die kritische Reflexion des Eigenen führt ist eben manchmal unangenehm und kann auch schmerzhaft sein, zumindest lässt sie einen selten kalt.

## **Schluss**

In unserer heutigen komplexen Welt, die sich zudem rasend schnell ändert und morgen schon das nicht mehr taugt, was heute noch allgemeingültigen Wert hatte, kommt besonders das Situationshandeln zum Tragen. Das heißt, ich muss fit sein, um in den verschiedenen Situationen adäquat und angemessen inter-agieren zu können. **Bildungsziel** ist also zweidimensional, da es sich vordergründig auf die Anderen richtet, als notwendige Voraussetzung für das Gelingen des ersten Schrittes aber die Hinwendung zum Eigenen beinhaltet. So können folgende Kompetenzen erreicht werden:

- Offenheit erzeugen, auf andere zuzugehen
- Anderes als Anderes stehen zu lassen (jenseits von Anpassung, Integration, Assimilation)
- Anderes anzunehmen
- Gemeinsamkeiten zu entdecken
- Für sich selbst eine Werthaltung entwickeln, die klare Grenzen setzt und nicht alles in einem falsch verstandenen Relativismus hinnimmt.

Die Empfehlungen, die Auernheimer für den interkulturellen Dialog formuliert, gelten genau genommen für alle Dialoge jenseits der kulturellen Kategorie:

- „Keine Verteidigungshaltung und keinen missionarische Haltung einnehmen! Misstrauen ablegen
- Person und Sache trennen! Das heißt, die Achtung des Gesprächspartners nicht von der Bewertung des fremden Normensystems oder Weltbilds abhängig machen!
- Keine falschen Wertmaßstäbe anlegen! Nicht die Ideale der eigenen Kultur mit der befremdlichen sozialen Realität der anderen vergleichen!
- Keine Glaubenskriege führen, sondern Lösungen für die jeweilige Situation, den jeweiligen Lebensbereich suchen! Eventuelle einen dritten Weg beschreiten!
- Erfahrungen von Diskriminierung in Rechnung stellen!
- Die (frühere) Funktionalität vieler tradierter Muster für die gesellschaftliche Reproduktion berücksichtigen!
- Den Kampf um kulturelle Identität anerkennen, aber Individualrechte verteidigen!“ (Auernheimer 2003: 141).

## **Literatur**

- Auernheimer, G. (2003): Einführung in die Interkulturelle Pädagogik. Darmstadt
- Barlöwen, C. von (1993): Fremdheit und interkulturelle Identität. Überlegungen aus der Sicht der vergleichenden Kulturforschung. In: Wierlacher, A. (Hg.): Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeitsforschung. München: 297-318
- Bennett, M. J. (1993): Towards ethnorelativism: A developmental model of intercultural sensitivity. In: Paige, R. M. (Ed.): Education for the intercultural experience. Yarmouth: 21-71
- Böhle, F./Brater, F./Maurus, A. (1997): Pflegearbeit als situatives Handeln. In: Pflege. Die wissenschaftliche Zeitschrift für Pflegeberufe, Nr. 10: 18-22
- Domenig, D. (2001): Einführung in die transkulturelle Pflege. In: Domenig, D. (Hg.): Professionelle transkulturelle Pflege. Bern: 139-158
- Leenen, W. R./Grosch, H. (1998): Bausteine zur Grundlegung interkulturellen Lernens. In : Interkulturelles Lernen. Arbeitshilfen für die politische Bildung. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung: 29-46
- Siebert-Ott, G. (1993): Jeder Unterricht ist Sprachunterricht. Die Themen der Mehrsprachigkeit und Inter-Kulturalität in der wissenschaftlichen Ausbildung. In: Landeszentrum für Zuwanderung NRW (Hg.): Dokumentation Wissenschaftsforum: Migration, Mehrsprachigkeit und wissenschaftlichen Ausbildung. Solingen: 25-36
- Uzarewicz, C./Uzarewicz, M. (1998): Kollektive Identität und Tod. Zur Bedeutung ethnischer und nationaler Konstruktionen. Frankfurt/Main
- Uzarewicz, C. (2003): Transkulturalität und Interaktion. Theorie – Methodik – Praxis. In: Sing, D./Kistler, E. (Hg.): Lernfeld Altenpflege. Praxisprojekte zur Verbesserung der Dienstleistung an und mit alten Menschen. Mering: 159-172 (erscheint September 2003)
- Weede, E. (1992): Mensch und Gesellschaft. Tübingen
- Welsch, W. (1998): Transkulturalität. Zwischen Globalisierung und Partikularisierung. In: Interkulturalität. Grundprobleme der Kulturbegegnung. Mainzer Universitätsgespräche Sommersemester 1998, Mainz: 45-72